

Hanjo Kesting  
Dreimal Amerika





Hanjo Kesting

# Dreimal Amerika

Reisen jenseits des Ozeans

*Ein literarisches Tagebuch*

Wehrhahn

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2023  
Wehrhahn Verlag  
[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)  
Umschlag unter Verwendung eines Fotos von Christine Neuhaus  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
© by Wehrhahn Verlag, Hannover  
ISBN 978-3-86525-995-0

O our Mother the Earth, o our Father the Sky,  
Your children are we, and with tired backs  
We bring you the gifts that you love.  
Then weave for us a garment of brightness;  
May the warp be the white light of morning,  
May the weft be the red light of evening,  
May the fringes be the falling rain,  
May the border be the standing rainbow.  
Thus weave for us a garment of brightness  
That we may walk fittingly where birds sing,  
That we may walk fittingly where grass is green,  
O our Mother the Earth, o our Father the Sky.

*Native American Song*

Für Christine

Oktober 2008

New York – New England – Chicago





*Wien, Mittwoch, 15. Oktober 2008 (vor Abflug nach New York)*

Regen, schwierige Suche nach einem Taxi. Zum Flughafen. Wien-Düsseldorf, Terminal B, destination New York. Der Name der Stadt kommt mir kindischerweise phantastisch vor. Kann nicht glauben, dass ich heute dahin kommen werde, fünfundsechzig Jahre alt, europäisch bis ins tiefste Herz, während die ältere Tochter – zum Beispiel – diese Stadt (oder war es Chicago?) schon kennt, wie so viele junge Deutsche. Sogar der polnische Handwerker, der derzeit die Kolonne seiner Landsleute bei den Renovierungsarbeiten unserer Wohnung anführt, ist einen Monat durch das Land gereist, von dem er sagt, »dass man sich an ihm ein Beispiel nehmen sollte«. Polnisch-amerikanische Verbrüderungen, beim Irak-Krieg erneut bestätigt. Jeder Präsidentschaftskandidat muss auf die polnische Klientel, fast zehn Millionen Menschen, Rücksicht nehmen. Brzeziński ist der einflussreichste Pole in den USA, Berater diverser Präsidenten, neuerdings auch von Obama, Befürworter der aktiven Weltmachtrolle Amerikas. Und Amerika ist derzeit – noch – die einzige Weltmacht.

Da ich zur Gründlichkeit neige, las ich in den letzten Tagen in der wichtigsten »Grundschrift« über Amerika, dem berühmten Buch von Tocqueville, wo es gleich zu Anfang heißt: »Je mehr ich mich mit der amerikanischen Gesellschaft beschäftigte, desto stärker erkannte ich in der Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen immer deutlicher das schöpferische Prinzip, das allen Einzeltatsachen zugrunde zu liegen scheint, und ich stieß immer wieder auf diese Gleichheit als auf einen zentralen Punkt, in den alle meine Beobachtungen einmündeten.« Tocquevilles Buch wird noch heute oft zitiert, wahrscheinlich weil einige Grundtatbestände darin klar erfasst sind. Dazu gehört die »Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen«. Man kann sie für einen Witz halten in einem Land, in dem sich neunzig Prozent der Reichtümer im Besitz einer sehr kleinen Schicht befinden. Nicht nur die Gleichheit, auch die Ungleichheit der Bedingungen ist in Amerika

extrem groß. Trotzdem vermag sie die natürliche Gleichheit nicht auszulöschen, die man im Umgang der Amerikaner untereinander entdeckt. Als Europäer ist man beschämt, denn soziale Hierarchien sind in unserem alten Kontinent unter dem demokratischen Firnis erhalten geblieben, am stärksten in England, am wenigstens vielleicht bei uns, es ist die Hinterlassenschaft eines Dritten Reiches, das auf dem Bündnis von Volk und Führer beruhte. Susan Sontag hat den Gegensatz von Amerika und Europa vor einigen Jahren mit den Worten beschrieben: »Amerikanische Unschuld und europäisches Raffinement; amerikanischer Pragmatismus und europäischer Intellektualismus; amerikanische Tatkraft und europäischer Weltschmerz; amerikanische Unverdorbenheit und europäischer Zynismus; amerikanische Gutmütigkeit und europäische Boshaftigkeit; amerikanischer Moralismus und europäisches Kompromißblertum.« Europa, so lautete ihre Schlußfolgerung, sei mit seiner Betonung kultureller Traditionen »durch und durch undemokratisch«.

Warum gefiel mir das nicht? Weil ich mich in dieser Beschreibung von Kopf bis Fuß als Europäer erkannte? Gibt es in mir vielleicht ein Spurenelement von Anti-Amerikanismus? *Mein* Amerika ist ein Klischee-Amerika: Geld, Profit, Yankeetum, Hollywood, Western, Ausrottung der Indianer, texanisches Öl, kalifornisches Gold, die Schlachthöfe von Chicago, Autos aus Detroit, der Jazz von New Orleans, Marshallplan, New Deal, Prohibition und Gangsterkriege. Und die Schauspielermythen meiner Jugend: Gary Cooper, James Stewart, Kirk Douglas, Burt Lancaster, Richard Widmark. Keine Frau reicht da heran, nicht einmal Marilyn Monroe und Elizabeth Taylor. Ich war zu bürgerlich oder zu angepasst, um mich mit James Dean und Marlon Brando, den jungen Rebellen, zu identifizieren. Das Musical hatte neben der Oper für mich wenig Anziehung, der Jazz wurde von der klassischen Musik an die Seite gedrängt, zu Unrecht. Es war ein Versäumnis, gerade in so jungen Jahren.

Es blieb die große amerikanische Literatur. Von der »heiligen russischen« hat Nabokov gesagt, sie passe in die Amphore eines Jahrhunderts. Mir kommt es so vor, als sei auch die beste Literatur Amerikas in demselben Jahrhundert entstanden: Hawthorne, Melville,

Whitman, Poe, Mark Twain, Henry James. In diese Landschaft mache ich mich endlich auf den Weg.

*New York, Mittwoch, 15. Oktober 2008*

Verbringe die Flugstunden in einer Art Dämmerzustand, aus dem mich eine Gruppe junger Holländer immer wieder aufweckt, voran das jugendliche Pärchen vor mir, das sich in pubertären Grabschereien erprobt und mir die Rückenlehnen gegen die Kniescheiben stößt. Mein junger Nachbar, fünfzehn, sechzehn Jahre alt, mit rotem Schopf und vielen Pickeln im Gesicht, liest derweil Bram Stokers *Dracula*. Gelegentliche Blicke in die Literaturbeilage der *FAZ*, sechsendreißig große Zeitungsseiten. Entspricht einem Buch von dreihundert Seiten. Henning Ritter bespricht Robert Spaemanns Buch über den *Discours de la méthode*. In der Mitte der Rezension prangt in Farbe das Foto einer nackten Schönen aus einem Godard-Film, die sich zum »*Discours du soir*« verheißungsvoll in die Kissen gelegt hat.

Im Anflug auf New York die endlosen breiten Strände von Long Island. Lange Schlangen in der Ankunftshalle, strenge Kontrollen, so penibel-systematisch wie sonst nur in Israel, die Schikanen der DDR-Transitwege nicht zu vergessen. Sicherheitsmanie nach dem 11. September. Optisch unübersehbar: viel Polizei, Ordnungskräfte, Sicherheitsleute. Christine am Ausgang wartend, es erleichtert die Ankunft. Lange Schlangen am Taxistand. Von Queens herabfahrend, die berühmte Skyline, vielleicht nicht ganz so begeistertend wie von der Wasserseite. Das Hotel, *Best Western Hospitality House*, 49. Straße, nur wenige Schritte vom berühmten *Waldorf Astoria* entfernt, einst das größte Hotel der Welt, als es noch an der Stelle lag, wo sich heute das Empire State Building befindet. Unser Appartement geräumig, mit Wohnraum, Schlafzimmer, Küche, Bad. Abendspaziergang durch die gewaltigen, ja erschlagenden Hochhausschluchten zum Broadway, vorbei am Rockefeller Center mit seiner Eisbahn, der St. Patricks Kathedrale, der Radio City Hall. Dichter Verkehr, endlose Menschenströme auf den Straßen. Manhattan liegt auf einer

Halbinsel, auf beiden Seiten von Wasser eingeschlossen. Da der Raum begrenzt ist, hat man in die Höhe gebaut und wenig Luft zwischen den Skyscrapers gelassen. Schlechte Luft, mit Abgasen geschwängert, vielleicht infolge der Wetterlage. Es ist kühl und schwül zugleich, nach dem Spaziergang bin ich in Schweiß gebadet. Am Broadway, vor allem zum Times Square hin, tritt das Las Vegas-hafte immer stärker hervor. Endlose Leuchtreklamen, pausenlos in Bewegung. Es kommt mir sehr »amerikanisch« vor, obwohl man immer wieder versichert, New York sei die europäischste Stadt des Landes. Abendessen in einem italienischen Restaurant neben unserem Hotel, wenig schmackhaft, dabei nicht preiswert.

*New York, Donnerstag, 16. Oktober 2008*

Lang und erholsam geschlafen, trotz rauschender Klimaanlage und Außenlärm, aus dessen Bordun-Klang die Sirenen von Polizei und Krankenwagen schrill hervorstechen. Kenneth Adams, Christines Begleiter in den New Yorker Tagen (*»guardian angel«*, wie er sich nennt), erscheint pünktlich zum nächsten Termin. Mitarbeiter des State Department, ein älterer Herr von sechsundsiebzig Jahren, sorgfältig angezogen mit Blazer, bunter Krawatte, Strohhut. Er ist redegewandt, lebenswürdig, ungewöhnlich gebildet. Opernfan. Gestern hat er im Lincoln Center zum dritten- oder vierten Mal *Lucia di Lammermoor* gesehen. Mit Sängernamen ist er vertraut, er kennt die Opern, die Rollen, bevorzugt Sutherland gegenüber Callas, die er als »Kult« relativiert. Überflüssig zu sagen, dass er Männer liebt, obwohl er sich nicht direkt dazu bekennt, vielleicht mit Rücksicht auf sein Amt. Er sagt, er kenne mich durch Christines Erzählungen schon in- und auswendig, bittet mich, ihn Kenneth zu nennen, beklagt schon im nächsten Satz das puritanische Erbe Amerikas. Er spricht außer Englisch auch Französisch und Russisch, lernt derzeit Persisch und strahlt für einen Mann seines Alters ungewöhnliche Energie und Flexibilität aus.

Vormittags Museum of Modern Art, allein unter flutenden Besuchermassen. Man zeigt als Sonderausstellung und Großattraktion

»*Van Gogh and the Colours of Night*«. Der Andrang so gewaltig, dass die Besucher nur in kleinen Gruppen eingelassen werden. Man denkt daran, dass van Gogh zu Lebzeiten kaum ein Bild verkaufte und heute diesen gigantischen Rummel auslöst. Tragische Ikone, Inbegriff verkannter Genialität und wilder Kreativität, zarte Seele, wie nur wenige andere. Indem ich es schreibe, fällt mir als Parallellfall nur Melville ein. Im Museumsshop, wo sich die van Gogh-Kataloge turmhoch stapeln, hängt eine Klangglocke aus Popmusik, Vereinigung von Hochkultur und Massenkultur in der Kommerzkultur. Das MoMA finde ich an diesem Tag wenig anziehend.

Mittags zu dritt auf die Plattform des Rockefeller Center, 260 Meter hoch, 70. Stockwerk, die Aussicht soll von hier besonders gut sein. Es ist das siebthöchste Gebäude in New York. Man blickt auf das ganze Rundpanorama, downtown und uptown, hier mit dem Central Park, dort mit dem Empire State Building, fern im trüben Dunst kaum zu erahnen die Freiheitstatue, im Westen die funkelnde Wasserader des Hudson, gegenüber der East River, von dem Kenneth sagt, dass er kein richtiger Fluss sei. Es gibt die Skyline von New York, die auf viele Ankömmlinge so berauschend wirkte, und es gibt diesen Blick von oben. Kann mich nicht entscheiden, ob ich es großartig finden oder für einen Architekturalptraum halten soll. Ich schließe die Augen, denke an die zerstörerischen Kriege von morgen, die irgendwann kommen werden. Die in den Weltkriegen zerstörten Städte Europas sind wiederaufgebaut worden, eine Stadt wie New York würde für immer ein Trümmerfeld bleiben, ein verwahtes Gelände aus Glas und Stahl wie in Katastrophenfilmen. Deren Erfinder haben Städte wie New York vor Augen, die stadtgewordene Moderne schlechthin, die sich nach der Zerstörung in die Unwirtlichkeit schlechthin verwandeln wird, Alptraum kommenden Wirklichkeiten. Ich öffne meine Augen wieder: Das also ist die Hauptstadt des 20. Jahrhunderts, von der man nicht weiß, ob sie diese Stellung im 21. Jahrhundert behaupten wird. Die Welt wird multipolar oder – gibt es den Komparativ? – multipolarer. Man denkt an Tokio, Shanghai, Singapur, Hongkong, Istanbul oder Dubai, alle in Asien gelegen.

Kenneth führt uns zum Mittagessen ins Restaurant des Rockefeller-Center. Er ist eine ungewöhnlich interessante Persönlichkeit, sozial und kommunikativ, gehüllt in einen Hauch von Einsamkeit. Er freut sich über meine Kenntnisse der »*American Renaissance*«, die für andere Besucher eine *terra incognita* sei (er verwendet dieses Wort). Henry James ist sein besonderer Liebling, er rühmt die späten Romane und beklagt, dass die meisten Leser nur bis zu *Portrait of a Lady* gelangen. Er liebt das Schwebende des Stils bei James, das Geheimnisvolle der Personen und Sujets und bringt einen homosexuellen Hintergrund ins Spiel, wie später auch bei Glucks *Iphigénie en Tauride*. Für die Szenen zwischen Orest und Pylades habe Gluck (den Kenneth französisch, wie »Glück«, ausspricht) seine fesselndste Musik geschrieben. Er hat das Werk vor einiger Zeit in der Metropolitan gesehen, was mich neuerlich bedauern lässt, dass man Glucks Opern, von *Orfeo ed Euridice* abgesehen, zwar in Paris und New York, aber kaum einmal bei uns zu sehen bekommt. Frage Kenneth nach James' rätselhafter Verletzung, die er sich in jungen Jahren in Newport zugezogen haben soll, darüber weiß er nichts zu sagen. Aber es würden jetzt die Briefe erscheinen, die ungeheuer interessant seien, James sei ein Monster von Briefschreiber gewesen mit Zehntausenden von Briefen, die sein Biograph – der Name Leon Edel fällt ihm nicht sogleich ein – sorgfältig gehütet habe. Aber es gäbe doch eine vierbändige Edition von James-Briefen, wende ich ein, von Edel herausgegeben. Das sei nur die Spitze des Eisbergs, erwidert er, jetzt erscheine eine große Edition in mehr als hundert Bänden. Vermag es in diesem Augenblick kaum zu glauben, aber es trifft zu, wie ein Blick ins Internet zeigt – da ist sogar von einhundertvierzig Bänden die Rede. Kenneth ist auch ein guter Kenner bildender Kunst. Als ich die Anreise aus Wien erwähne, sagt er sogleich – auf Deutsch – »Kunsthistorisches Museum« und erwähnt Bruegels »Rückkehr der Jäger«, die er sein schönstes Bild nennt (es rührt mich, noch vorgestern habe ich im Tagebuch darüber geschrieben, dabei dem Bild einen falschen Titel gegeben, »Winterliche Jagd«, Kenneth nennt den richtigen), das schönste Bild von Vermeer aber, fährt er fort, hänge in Berlin: »*The Glass of Wine*«. Nicht weniger erstaunlich als seine umfassende Bildung ist seine menschliche Aufmerksamkeit.

Kein Taxifahrer, kein Kellner, den er nicht sogleich ins Gespräch zieht, sogleich nach dem Namen fragend. Unser Kellner im Rockefeller-Center heißt Christian.

Ruhestunde im Hotel. Mit der U-Bahn, die hier Subway heißt, zur 86. Straße, Ecke Fifth Avenue, wo die Neue Galerie liegt, ein deutsch-österreichisches Kulturzentrum. Ein gutbestückter Bookstore, in dem Kunstbücher dominieren, ein hübsches Café »Serge Sabarsky«, wo man Wiener Melodien und die Tagespresse lesen kann, und eine Ausstellung mit drawings von Alfred Kubin. Diesen Namen allerdings hat unser gebildeter Freund noch nicht gehört und ist »*deeply impressed*« von den gezeichneten Alpträumen dieses erstaunlichen Künstlers und Freud-Zeitgenossen, der auch ein beachtlicher Schriftsteller war. Man sieht eine Erstausgabe des Romans *Die andere Seite* (bei Georg Müller erschienen) und eine an Kubin gerichtete Postkarte von Franz Kafka. Sie erinnert an die Beschreibung der persönlichen Begegnung in Kafkas Tagebuch, erst unlängst in Lafkos gelesen. Seine Zeichnungen durchweg mit sexuellem Hintergrund oder sagt man besser Untergrund. Kubin verdiente eine Traumdeutung von des Meisters Hand. Frage mich, ob Freud ihn jemals zur Kenntnis genommen hat.

Bei Rückkehr ins Hotel finden wir die Straße beidseitig von der Polizei abgesperrt, der Name Obama fällt. Er gibt, wie später zu hören ist, an diesem Abend ein Galadiner im Waldorf Astoria. Sein Wagen mit dem Tross der Begleiter steht direkt vor unserem Hotel, die Scheiben dunkel, nach einer halben Stunde setzt sich der Konvoi in Bewegung.

In Eile zum Music Box Theatre, 45. Straße. Die Karten nicht eben preisgünstig, selbst auf den »billigen Plätzen« im zweiten Rang. Zum Broadway, sagt Kenneth, geht das zahlungskräftige Publikum, die meisten Aufführungen seien konservativ, »*hyperrealistic*«. Tatsächlich habe ich ein so altmodisches Bühnenbild auf einer deutschen Bühne zuletzt vor fünfundvierzig Jahren gesehen. Das Stück heißt *August: Osage County*, der Autor Tracy Letts bekam dafür den Pulitzer-Preis, die Regisseurin Anna D. Shapiro soll namhaft sein. Gute Schauspieler in einem Theater, das von Tennessee Williams her-, aber keinen Schritt weiterkommt. Wir gehen nach dem ersten Akt.

*New York, Freitag, 17. Oktober 2008*

Starke Traumaktivität, alles sehr plastisch, dachte mir träumend, ich könne alles aufschreiben, aber am Morgen war alles vollständig verwischt.

Nach zwei schwülen Tagen leichte Abkühlung. Schönes, klares Herbstwetter. Besuch des »Deutschen Hauses«, Teil der New York University, in einem »bürgerlichen« Bezirk von Manhattan. Alte Backsteinhäuser, blockweise um hübsche Innenhöfe gebaut. Die Leiterin des Hauses, Katherine Di Paolo, empfängt uns zum Gespräch, eine fünfunddreißigjährige Deutsche aus Kassel, seit zwölf Jahren in den USA lebend. Die Spuren ihrer deutschen Herkunft hat sie weitgehend getilgt, ihr amerikanisches Englisch ist vollständig idiomatisch, wie der feinhörige Kenneth bestätigt, nur als sie den Namen »Eisenhüttenstadt« ausspricht (man zeigt im »Deutschen Haus« eine Fotoausstellung aus den alten Industriegebieten der neuen Länder), wird der deutsche Hintergrund spürbar. Sie wirkt energisch, agil, klug, ein wenig kühl, und versteht es offenbar, sich auf die Bedingungen des anderen Landes einzustellen. Man werde nicht mit offenen Armen empfangen, als habe New York auf nichts mehr als auf ein »Deutsches Haus« gewartet, sagt sie, man müsse sich selbst sichtbar machen, und dazu brauche man einen langen Atem. Man habe regelmäßig »*writers in residence*« da, für die schöne Wohnungen bereitstünden, meist auf Empfehlung des Darmstädter Literaturfonds, darunter Daniel Kehlmann und Barbara Honigmann, letztere habe ihre Wochen in New York gerade in dem Band *Das überirdische Licht* beschrieben.

Nahe beim »Deutschen Haus« liegt der Washington Square mit den eleganten Häusern aus dem »*Gilded Age*«, für mich untrennbar verbunden mit dem Roman von Henry James, wo sich Dr. Sloper mit seiner Tochter Catherine an diesem Platz niederlässt: »Das Ideal einer ruhigen und vornehmen Behausung bot 1835 der Washington Square, wo sich der Doktor denn auch ein stattliches modernes Haus baute, mit breiter Front, einem großen Balkon vor den Salonfenstern und einer Flucht weißer Marmorstufen, die zu einem ebenfalls mit



weißem Marmor verkleideten Portal emporführten. Dieses Gebäude seiner Nachbarn, denen es aufs genaueste glich, galten vor vierzig Jahren als Verkörperungen der letzten Errungenschaften der Architekturwissenschaft, und sie sind bis auf den heutigen Tag sehr solide und ehrbare Wohnstätten geblieben.« Die Passage aus James' Roman, vor mehr als sechzehn Jahren mit Gert Westphal aufgenommen, hängt mir im Ohr. Der Eindruck der Solidität stellt sich auch heute noch ein, obwohl der Platz selbst, ursprünglich ein Friedhof für Seuchenopfer, dann eine Hinrichtungsstätte, seit den Sechzigern als Treffplatz von Drogendealern und Junkies an Ehrbarkeit nicht gewonnen hat. Die Zustände hätten sich in letzter Zeit verbessert, lese ich in unserem New York-Führer, aber der Washington Square sei eine Problemzone geblieben. Ihn beherrscht der weiße Stein des Washington Arch, errichtet nach dem Vorbild des Arc de triomphe in Paris, mit zwei Standbildern des ersten Präsidenten, zur Linken in Uniform, zur Rechten in Zivil. Spaziergang durch das angrenzende Greenwich Village, legendär als Wohnviertel der künstlerischen Avantgarde seit den zwanziger Jahren, der einzige Teil Manhattans, wo man alte Straßennamen (statt Straßenzahlen), Biegungen und Krümmungen wie in europäischen Städten findet.

Mittagessen in einem Bistro Ecke Sullivan- und Princestreet. Kenneth, ein guter Kenner der russischen Literatur, improvisiert einen kleinen Vortrag über *Jewgenij Onegin*, reitet dabei sein Steckenpferd, indem er eine homosexuelle Komponente im Verhältnis Jewgenijs zu Lenski sucht und findet. Puschkin ist sein Abgott, er stellt ihn über Tolstoi, an dem er das Predigertum verabscheut. Während er mit Christine zum nächsten Termin eilt, durchstreife ich das bunte und belebte Viertel, angefüllt mit literarischen Erinnerungen, die verblichen sind und heute die Touristen anlocken: Bob Dylan, Jack Kerouac, Allen Ginsberg, William Burroughs und noch viele andere sollen hier gelebt haben. Es war das Lieblingsquartier von Dylan Thomas, der sich in der White Horse Tavern zu Tode trank. Weiter nördlich der Union Square, bunt-belebter Marktplatz, hier war in Nr. 33 Andy Warhols Factory, hier soll Valerie Solanas ihre Schüsse auf ihn abgegeben haben.

Mit der Subway zum Central Park. Man lernt Manhattan in seiner topographischen Anlage nach dem Schachbrettmuster leicht kennen: da sind die vertikalen Achsen (Avenuen) von Nord nach Süd, deren bekannteste, neben dem Broadway, die Namen Lexington, Park, Madison oder Ordnungszahlen tragen. Sie werden gekreuzt von horizontalen Straßen mit Ordnungszahlen bis zur 145. Straße, die auf der Hudson-Seite den Zusatz West, auf der East River-Seite den Zusatz East tragen, die Fifth Avenue bildet die Trennachse.

Spaziergang durch den Central Park, nur flüchtige Eindrücke einsammelnd: den Saxophonisten am Eingang, die Freiheitsstatue als »lebendes Bild« mit der Einladung, sich vor ihr, umwickelt von der amerikanischen Flagge, fotografieren zu lassen. Die Flagge sieht man überall, nicht nur an offiziellen Gebäuden, die Amerikaner sind eine patriotische Nation, was insofern verwundert, da es sich um Einwanderer aus aller Herren Länder handelt, aber eben das ist auch die Erklärung für diesen naiv zur Schau gestellten Patriotismus.

Whitney Museum. Große Sammlung amerikanischer Kunst, begründet von Gertrude Vanderbilt – das Metropolitan Museum wollte ihre Sammlung von Hoppers und Bellows in den dreißiger Jahren nicht haben. Das Haus architektonisch eigenwillig, eine umgekehrte Pyramide, nicht eigentlich schön. Eine junge Kunsthistorikerin, Dana Miller, führt uns durch die Sammlung mit knappen, kompetenten Erläuterungen. Man sieht die üblichen Verdächtigen: Pollock, Jasper Johns, Kooning, Stella, Warhol, O’Keeffe, einige herausragende Bilder von Hopper. Frage nach Lee Krasner, Pollocks Frau, Protagonistin von Updikes Roman *Seek My Face*, und tatsächlich führt mich Dana Miller zu einem Bild von ihr. Später gesellt sich Arthur Ziegelbone vom State Department hinzu, der Christines Reise arrangiert hat. Anschließend Besuch der Sonderausstellung Alexander Calders, des berühmten kinetischen Künstlers, mit Werken seiner frühen Pariser Jahre, die seine besten waren, bevor auch er den Abstieg in Erfolg und Routine erlebte. Absolut zauberhafte Arbeiten, sehr eigenartig, unverwechselbar, Verbindung von Abstraktion und Bewegung. Spielart des Surrealismus, zugleich spürt man einen tief kindlichen Zug.

## Register

- Adams, John 221  
Adams, Kenneth 12–16, 19, 39  
Adorno, Theodor W. 32  
Aischylos 113  
Alcott, Amos Bronson 41, 43  
Alcott, Louisa May 41, 48, 255  
Améry, Jean 172  
Anderson, Sherwood 61  
Annunzio, Gabriele d' 30  
Antretter, Dietlind 29 f.  
Armstrong, Louis 181  
Artaud, Antonin 62  
Astor, John Jacob 22, 52–55, 87,  
133  
Atwood, Margaret 169 f.  
Austen, Jane 77  
Bacall, Lauren 55  
Bacon, Francis 139  
Balzac, Honoré de 240  
Barberowski, Jörg 222  
Barrett, Elizabeth 36  
Barrimore, Lionel 255 f.  
Beczala, Piotr 23  
Beecher Stowe, Harriet 255  
Beethoven, Ludwig van 173, 192  
Bellows, George W. 18  
Berenson, Bernard 30  
Berlioz, Hector 56  
Beuys, Joseph 33, 223  
Biden, Joe 39  
Bin Laden, Usama 73  
Bode, Johann Joachim 70  
Boldt, George C. 180 f.  
Bonaparte, Louis 198  
Booth, John Wilkes 253  
Bowie, David 216  
Brahms, Johannes 192  
Brando, Marlon 10, 220  
Brannagh, Kenneth 158 f.  
Brannan, Samuel 132  
Brasseur, Pierre 158  
Braun, Wernher von 234  
Brecht, Bertolt 77  
Breschnew, Leonid 51  
Bretteville Spreckels, Adolph de  
156  
Bretteville Spreckels, Alma de 156  
Brock, Isaac 266–268  
Brontë, Anne 36, 42  
Brontë, Charlotte 36, 42  
Brontë, Emily 42  
Brooks, Van Wyck 41, 163, 200,  
204, 243 f., 246  
Bruegel, Pieter 14  
Brunelleschi, Filippo 171  
Bryant, William Cullen 200–203,  
215, 242, 261  
Brzeziński, Zbigniew 9  
Buck, Pearl S. 109  
Burke, Edmund 230  
Burne-Jones, Edward 51, 89  
Burrroughs, William 17  
Burton, Richard 55, 173  
Bush, George W. 58, 60 f., 72,  
101, 106, 163  
Caesar, Julius 246  
Callas, Maria 12, 22  
Calder, Alexander 18, 57  
Canetti, Elias 77  
Canova, Antonio 23  
Capra, Frank 255 f.  
Carlyle, Thomas 44  
Carnegie, Andrew 234  
Carroll, Lewis 117 f.

- Carson, William 98  
 Cartier, Jacques 178  
 Carver, Raymond 79  
 Case, Theodore W. 251  
 Castorf, Frank 59  
 Castro, Fidel 51  
 Cather, Willa 255  
 César Baldaccini 139  
 Cervantes, Miguel de 191  
 Cézanne, Paul 23  
 Channing, William Ellery 41 f.  
 Chávez, Hugo 51, 135  
 Cheney, Dick 61  
 Chesterton, Gilbert K. 42  
 Chiariello, Fabrizio 24  
 Chiariello, Fabrizio 24, 31, 35  
 Chirico, Rosemary 24  
 Church, Frederic 205–207  
 Clark, Edward 243  
 Clark, Stephen C. 246  
 Clark, William 86–88  
 Clarke, George 243  
 Clemens, Jean 37  
 Clemens, Samuel *siehe* Mark  
     Twain  
 Clemens, Susy 37 f.  
 Clinton, Hillary 181–184  
 Clooney, George 70 f.  
 Cole, Thomas 200–205, 215, 221,  
     254, 259  
 Collins, Wilkie 42  
 Cooper, Gary 10  
 Cooper, James Fenimore 122, 145  
     f., 163, 194, 196, 200, 202 f.,  
     221, 231 f., 238–246, 248  
 Cooper, William 238, 245  
 Corot, Camille 34  
 Courbet, Gustave 23, 34  
 Crassus, Marcus Licinius 73  
 Crèvecoeur, Jean de 148  
 Cruikshank, George 42, 170, 199,  
     258  
 Cruise, Tom 19  
 Daguerre, Louis 222  
 Damrau, Diana 23  
 Dante Alighieri 44, 93, 97  
 Darwin, Charles 146  
 David, Jacques-Louis 34, 59  
 Dávila, Nicolás Gómez 230  
 Dean, James 10, 109  
 Debussy, Claude 208  
 Defoe, Daniel 242  
 Degas, Edgar 156  
 Delacroix, Eugène 59  
 Delahant, Michael 188–192  
 De Lillo, Don 150  
 Dickens, Charles 77, 236–238,  
     255, 261–263.  
 Dickinson, Austin 35  
 Dickinson, Emily 35–37, 255  
 Dickinson, Lavinia 35  
 Disney, Walt 118  
 Donizetti, Gaetano 12, 22 f.  
 Dos Passos, John 109  
 Dostojewskij, Fjodor M. 59  
 Douglas, Kirk 10  
 Dreiser, Theodore 61  
 Duycking, Evert 26 f.  
 Dvořák, Antonin 51  
 Dyck, Anthonis van 221  
 Dylan, Bob 17, 216  
 Eisenhower, Dwight D. 32  
 Eliot, George 36  
 Eliot, T. S. 110  
 Emerson, Ralph Waldo 41, 43–45,  
     47 f., 58, 123, 163  
 Emerson, William 45  
 Epstein, Jeffrey 255  
 Euripides 113  
 Evans, Charles 134 f., 138